

Ein Beitrag zur „Enthinderung“

Als Deutschland im Jahr 2009 die UN-Behindertenrechtskonvention ratifizierte und damit zum geltenden Recht machte, war die Begeisterung in Behindertenhilfe und Inklusionsbewegung groß. Endlich war er da, der lang ersehnte Paradigmenwechsel! Schon die Präambel schreibt ein klar verändertes Verständnis von Behinderung fest, nämlich „dass Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren entsteht [...]“. Der Mensch *ist* also nicht behindert, sondern er *wird* behindert. Behinderung ist damit kein Merkmal des Einzelnen, sondern hat systemisch betrachtet mit Beziehungen zu tun. Daraus ergibt sich, dass wir alle in dieser Gesellschaft zu einem Abbau von Behinderungen beitragen können. Das meint nicht nur die Absenkung von Bordsteinrampen, den Rückbau von Kopfsteinpflaster oder die Einrichtung ebenerdig zugänglicher Toiletten in der Gastronomie, wobei Deutschland bei der baulichen Barrierefreiheit bis heute einen erbärmlichen Entwicklungsrückstand aufweist. Es meint vor allem auch unser Menschenbild und die Messlatte, die wir an die „Funktionsfähigkeit“ unserer Mitmenschen anlegen. Wussten Sie, dass es in unserer Wahrnehmung eine Art Ranking schwerer Erkrankungen gibt? Den Herzinfarkt umgibt noch immer der Nimbus der „Managerkrankheit“, wie meine Großmutter ihn anerkennend nannte. Jemand hat sich bis zum Umfallen für die Gesellschaft aufgearbeitet, Respekt! Ein Schlaganfall hingegen mit seinen oft schlimmen Langzeitfolgen wie etwa Halbseitenlähmung oder Sprachverlust steht im Ansehen entschieden weiter unten auf der Skala. Am Ende rangieren geistige Einschränkungen sowie psychische und psychiatrische Erkrankungen, die bis heute tabuisiert und schamhaft verschwiegen werden.

Die gute Nachricht: Wir alle können etwas zur „Enthinderung“ beitragen. Räumen wir sie weg, die

Barrieren im Außen und die in unseren Köpfen! Hören wir auf, unsere Mitmenschen und uns selbst in Standards und Normen zu pressen, innerhalb derer wir einwandfrei zu funktionieren haben. Das bedeutet nicht, sich physischen oder psychischen Behinderungen gegenüber kampflos geschlagen zu geben, im Gegenteil. Es gilt, das Potenzial von Menschen zu sehen und alles zu tun, damit es sich frei von Druck entfalten kann. Für mich ist ein Paradebeispiel die Arbeit des in Bayern ansässigen Vereins *Fortschritt*, der vor dreißig Jahren als Elterninitiative zur Förderung spastisch gelähmter Kinder gegründet wurde. Die Kinder werden dort vorwiegend nach der von dem ungarischen Arzt András Pető entwickelten „Konduktiven Förderung“ begleitet, die gezielt auf die Stärken schaut und die Schwächen vernachlässigt. Unter anderem zielt Pető darauf ab, die Kinder aus den Rollstühlen heraus zu bringen und sie zu ermächtigen, auf eigenen Beinen zu stehen. Eine ungarische Konduktorin formulierte es einmal so: „In Deutschland ist es kein Problem, die teuersten technischen Hilfsmittel zu bekommen. Aber wenn es darum geht, den Kindern durch ganzheitliche Förderung zu mehr Unabhängigkeit zu verhelfen, verweigern die Kostenträger die Zahlung.“ Während unseres Gesprächs beobachtete ich eine vielleicht 7-Jährige, die sich mühsam Schritt für Schritt mit Dreipunkt-Stöcken vorwärtsbewegte und sich dabei vor Anstrengung fast auf die Zunge biss. Der Stolz und die Freude im Gesicht des hübschen Mädchens mit den langen blonden Zöpfen rührten mich zu Tränen – und ich begriff, was es bedeutet, Barrieren abzubauen und einen Menschen zu „enthindern“.



CLAUDIA MÖNIUS

studierte Sprachen, Wirtschafts- und Kulturraumstudien an der Universität Passau. Sie ist Beraterin und Buchautorin und lebt bei Nürnberg und in Wien.

www.mutmacherei.de